

Peter Catapano / Simon Critchley (Hg.)



# Von Kung-Fu bis Ladypower

33 Übungen  
in moderner Philosophie



**J.B. METZLER**



**J.B. METZLER**



Peter Catapano/Simon Critchley (Hg.)

# **Von Kung-Fu bis Ladypower**

33 Übungen in moderner Philosophie

Aus dem Englischen von Tobias Gabel



J.B. Metzler Verlag

# Inhalt

- Vorwort *Peter Catapano* 7
- Die Schwierigkeit der Philosophie *Alexander George* 15
- Kung-Fu für Philosophen *Peimin Ni* 21
- Mut zur Brücke? *Gary Gutting* 28
- Kleine Lobrede auf den »Kampf der Kulturen«  
*Carlos Fraenkel* 37
- Sterben lernen im Anthropozän *Roy Scranton* 45
- Gefährliche Gewissheit oder Eine Lehre aus Auschwitz  
*Simon Critchley* 55
- Das Rätsel der Spezies Mensch *Edward O. Wilson* 63
- Schöne neue Neurowelt *Benjamin Y. Fong* 71
- Mary und die Zombies *Gary Gutting* 78
- Beerdigt die Neurowissenschaft den freien Willen?  
*Eddy Nahmias* 82
- Praktisch – Theoretisch *Jason Stanley* 92
- Die Blüte des Glücks *David Sosa* 98
- Kant als Feminist *Carol Hay* 104
- Sind wir moralische Affen? *Peter Railton* 111
- Im Taxi zum Vulkan *Huw Price* 118
- Gibt es natürliche Menschenrechte?  
*Michael Boylan* 129

Bekenntnisse eines Ex-Moralisten <i>Joel Marks</i>	<b>138</b>
Sind wir reif für die »Moralpille«? <i>Peter Singer und Agata Sagan</i>	<b>145</b>
Lebendig begraben <i>Lisa Guenther</i>	<b>149</b>
Das Märchen von der Menschheitsliebe <i>Stephen T. Asma</i>	<b>154</b>
Drohnen – ein »moralisches Wagnis«? <i>John Kaag und Sarah Kreps</i>	<b>163</b>
Experimente in der Philosophie <i>Joshua Knobe</i>	<b>171</b>
Bootsfahrt ohne Steuermann <i>Galen Strawson</i>	<b>176</b>
Eine echte Wissenschaft des Geistes <i>Tyler Burge</i>	<b>182</b>
Weniger ist mehr <i>Andy Clark</i>	<b>190</b>
Beweise für ein Mysterium? <i>Tim Crane</i>	<b>197</b>
Ist es egal, ob Gott existiert? <i>Gary Gutting</i>	<b>205</b>
Mal ehrlich: Nach uns die Sintflut? <i>Samuel Scheffler</i>	<b>209</b>
Volkswirtschaftslehre – Wissenschaft oder Handwerk? <i>Alex Rosenberg und Tyler Curtain</i>	<b>214</b>
Ist Zwangsvaterschaft fair? <i>Laurie Shrage</i>	<b>220</b>
Ladypower <i>Nancy Bauer</i>	<b>226</b>
Das Ich-Evangelium <i>Simon Critchley und Jamieson Webster</i>	<b>234</b>
Ohne Ironie leben <i>Christy Wampole</i>	<b>240</b>

# Vorwort

Die Essays in diesem Band beschäftigen sich mit einer breiten Palette von Themen, über die Menschen sich heute ihre Köpfe zerbrechen – Politik, Familienplanung und Popkultur; Bewusstsein, Verbrechen und Strafe, um nur einige zu nennen. Eines jedoch haben alle Texte gemein: Sie sind zuerst in der Reihe »The Stone« erschienen, dem Philosophie-Blog der *New York Times*. Für das vorliegende Buch sind sie ausgewählt und ins Deutsche übersetzt worden.

Während die *New York Times* und ihre bewegte Geschichte auch den meisten deutschen Leserinnen und Lesern ein Begriff sein wird, ist das bei »The Stone« vielleicht nicht der Fall. Ein paar einleitende Worte sind also angebracht, und als Herausgeber von »The Stone« und einer der Herausgeber des vorliegenden Bandes hat man mich gebeten, diese Worte zu finden.

»The Stone« wurde 2010 als Teilprojekt der *Times*-Onlinekolumne »Opinionator« ins Leben gerufen, in der Beiträge zu verschiedenen Themen erscheinen. Nun sollte es also eine eigene Rubrik für Philosophisches geben, und das merkt man schon am Namen: »The Stone« spielt auf den legendären »Stein der Weisen« (engl. *the philosopher's stone*) an, durch dessen *prima materia* die Alchemisten früherer Zeiten unedle Stoffe in Gold verwandeln wollten. Die Reihe sollte ein innovatives Format begründen, in dem klassische journalistische Formen mit philosophischer Reflexion zusammengebracht werden: als neuartige Form des Kommentars für ein digitales Zeitalter. Jede Woche veröffentlichen wir – Seite an Seite mit den Kolumnen, Glossen, Leit- und Meinungsartikeln der *New York Times* – mindestens einen unserer philosophischen Essays. Oder wie es in der Beschreibung unseres Vorhabens auf der Internetseite der Zeitung heißt: »[Die Serie] versammelt Beiträge von Philosophen und Denkerinnen der Gegenwart zu Themen, die so zeitgemäß wie zeit-

los sind.« Wir hoffen, dass die Leserinnen und Leser dieses Buches dieselben Qualitäten auch auf den folgenden Seiten wiederfinden werden: wichtige Themen, die mit journalistischer Klarheit, aber auch mit philosophischer Neugier und Präzision behandelt werden.

Viele Leser, die zum ersten Mal auf »The Stone« stoßen, sind über unseren Ansatz, Philosophie und Zeitungsjournalismus zu verbinden, einigermaßen verblüfft. Zumindest in den Vereinigten Staaten sind journalistische Stellungnahmen von Philosophen zu aktuellen Fragen eher eine Seltenheit – im Gegensatz zu Meinungsartikeln etwa von Ärztinnen, Ökonomen, Politikerinnen und Politologen. Weder ich noch Simon Critchley – der unglaublich geistreiche britische Philosoph und Autor, mit dem zusammen ich »The Stone« gegründet habe und noch immer moderiere – waren der Ansicht, dass das notwendig so sein müsse. Stattdessen waren wir überzeugt, dass Philosophie und Journalismus durchaus, ja sogar ganz selbstverständlich Hand in Hand gehen können.

Es ist offensichtlich, dass beide Disziplinen gewisse Eigenschaften teilen. Zunächst einmal ist Philosophie und Journalismus gemein, dass sie sich prinzipiell mit jedem beliebigen Thema auseinandersetzen können. Kein Thema ist tabu: Wenn Menschen es tun oder erleben, dann können Menschen auch darüber nachdenken und schreiben. Womit wir bei den Arbeitsmethoden von Philosophie und Journalismus wären, die sich ebenfalls ähneln: Eine Journalistin wird zunächst einmal Fakten recherchieren, sie analysieren und gliedern, und gelangt so schließlich zu einer Einschätzung über das Wahrsein einer bestimmten Sachlage. Natürlich gibt es gewisse Abweichungen in Sachen Methodik, Akribie und Durchführung – aber im Grunde würde eine Philosophin bei ihrer Tätigkeit nicht viel anders vorgehen.

Philosophie und Journalismus ergänzen sich zudem. Jede der beiden Disziplinen vermittelt der anderen etwas, was dieser fehlt. Dem Journalismus eignet – weil das aktuelle Tagesgeschehen nun einmal dringlich ist – oft eine Dringlichkeit, die der Philosophie in der Regel abgeht. Dafür stützt sich die Philosophie auf eine Gründlichkeit im Denken und Erwägen, für die Journalisten oft nicht die Zeit haben, weil die Ereignisse sich überschlagen, aber trotzdem berichtet und erklärt sein wollen.

Und schließlich ist da noch Sokrates' Vorstellung, der Philosoph müsse eine »Stechfliege« sein, ein Unruhestifter und Wühler wider die vorherrschende Meinung, ein Ärgernis für die Staatsgewalt und das Establishment. Das wiederum deckt sich doch einigermaßen mit der unabhängigen Wächterfunktion unserer Medien, die in den USA neben Legislative, Exekutive und Judikative auch als die »Vierte Staatsgewalt« (*Fourth Estate*) bezeichnet werden – in Deutschland ist bisweilen die Rede von der »Publikative«. Sowohl Philosophen als auch Journalisten sind verpflichtet, den Mächtigen nicht nur einen Spiegel vorzuhalten, sondern sie gegebenenfalls auch für ihr Handeln zur Rechenschaft zu ziehen.

Dennoch haben Simon und ich »The Stone« in einem eher kühlen, abweisenden Klima gegründet und aufgebaut. Damit meine ich, dass die Philosophie vielen heutzutage als eine unnütze, ja in ihrer unpraktischen Art sogar frivole geistige Beschäftigung erscheint. Dass an diesem Klischee nur wenig Wahres ist, dürfte klar sein. Vielmehr entspringt diese Sicht der Philosophie einem wohl allgemein menschlichen, stammesgeschichtlich tief verwurzelten Antiintellektualismus, der jedoch in der US-Bevölkerung – mit ihrer hemdsärmelig-anpackenden Art, ihrem kolonialistischen Erbe und ihrem historisch als *Manifest Destiny* bezeichneten, blutdürstigen Vorsehungsglauben an die Expansion nach Westen – besonders virulent zu sein scheint. Die Vereinigten Staaten, könnte man meinen, sind ein Ort, an dem auf »Nabelschau« vielleicht nicht die Höchststrafe steht, aber ein strafbares Vergehen – wenn nicht gar eine Sünde – ist die Selbstbespiegelung schon. Die bekannteste Analyse dieses Phänomens hat 1963 Richard Hofstadter in seiner Studie *Anti-Intellectualism in American Life* vorgelegt; seine gegenwärtig augenfälligste materielle und politische Verkörperung ist seit kurzem der 45. Präsident der Vereinigten Staaten, Donald J. Trump.

Aber der Erfolg von »The Stone«, mit seinen Millionen von engagierten Lesern im Jahr und einer Anthologie in englischer Sprache, die sich bestens verkauft (*The Stone Reader: Modern Philosophy in 133 Arguments*), scheint uns doch das Gegenteil zu beweisen: Offenbar gibt es einen weit verbreiteten Hunger nach ernsthaften, aber allgemeinverständlichen Analysen und Kommentaren auf der theoretischen Höhe der Zeit. Die vielen Millionen von Menschen, die diesen



Hunger verspüren, rezipieren, reflektieren und praktizieren philosophisches Gedankengut heute vielleicht intensiver, jedenfalls aber selbstverständlicher als früher. Diesen Wandel verdanken wir dem Internet: Die Philosophie ist nicht mehr länger an ihren angestammten Platz in den Hörsälen und Seminarräumen unserer Universitäten gebunden; mehr Menschen haben heute Zugang zu philosophischer Literatur und Lehre als jemals zuvor. Heute sind in den meisten Teilen der entwickelten Welt die Werke aller Philosophen von Platon bis Avicenna und von Heidegger bis Sloterdijk nur ein, zwei Mausklicks entfernt.

Angesichts dieser gesamten Entwicklung scheint uns der oft vorgebrachte Einwand gegen die Philosophie, diese sei altmodisch und verbraucht, seinerseits altmodisch und verbraucht zu sein – mit Verlaub: Er ist grundfalsch. Stattdessen möchten wir den Beweis dafür antreten, dass vom Geistesleben in den Vereinigten Staaten (und auch anderswo) durchaus behauptet werden kann, was der große amerikanische Philosoph Mark Twain einmal von sich selbst gesagt hat: »Die Gerüchte über mein Ableben sind stark übertrieben.« Die Philosophie – ob im Hörsaal oder als Hörbuch, ob im Seminarraum oder auf dem Sofa – ist lebendiger denn je. Der vorliegende Sammelband sowie der Publikumserfolg von »The Stone« überhaupt mögen dafür ein bescheidenes Zeugnis ablegen.

Während ich als Herausgeber unserer Essay-Reihe fungiere, ist die Arbeit an »The Stone« doch eine Mannschaftsleistung, die ohne Simon Critchleys unschätzbare Hilfe überhaupt nicht möglich wäre. Er ist der Moderator des Blogs und dient nicht selten als eine Art Vermittler zwischen der Welt der professionellen oder akademischen Philosophie auf der einen und unserer journalistischen Arbeit bei der *New York Times* auf der anderen Seite. Simon ist halb Botschafter, halb Talentscout: Er lädt Philosophinnen und andere originelle Denkerinnen ein, doch einmal einen Essay für uns zu schreiben – und mindestens ein paar Mal im Jahr schreibt er dann auch selbst einen. An meinem Schreibtisch im Büroturm der *Times* an der Eighth Avenue in New York mache ich teilweise ganz ähnliche Sachen: Ich bestelle (oder erbitte) Beiträge von den verschiedenen Autorinnen und Autoren, entweder auf der Grundlage aktueller Ereignisse und Trendthemen oder mit Blick auf die ewigen

– dadurch aber auch ewig spannenden und aktuellen – Fragen der Philosophiegeschichte. Da der Blog letztlich ja ein Teil der *New York Times* ist, führen wir den Faktencheck, das Korrektorat und den Satz der einzelnen Beiträge bei uns im Haus durch und stehen auch als Redaktion für die veröffentlichten Inhalte ein.

Bei der Arbeit an »The Stone« halten wir uns an ein paar ganz einfache Regeln. Es gibt keine bestimmten Voraussetzungen, die man erfüllen muss, um für uns schreiben zu dürfen. Naturgemäß haben die meisten unserer Autorinnen und Autoren beruflich mit Philosophie zu tun, lehren etwa an Universitäten; manche aber auch nicht. Wir bitten unsere Leser *und* unsere Philosophen, sich in der Mitte zu treffen: da, wo der gute alte Zeitungskommentar und echte philosophische Reflexion sich die Hand reichen. Wir vermeiden es, allzu seicht zu werden; mit Philosophie auf Tief-*fliegerniveau* – »verwässerten Varianten eigentlich knochentrockener Fachdebatten oder ›inspirierender‹ Selbsthilfeprosa ohne philosophisches Rückgrat«, wie es der amerikanische Philosoph Gary Gutting einmal formuliert hat – ist niemandem geholfen. Stattdessen bemühen wir uns um schlüssige und durchdachte, gut und jargonfrei geschriebene Essays und Argumentationen, die auf irgendeine Weise unsere Gegenwart betreffen – ohne dabei jedoch die traditionell strengen Redaktionsstandards der *Times* zu vernachlässigen.

Zu den Autoren des vorliegenden Bandes zählen gestandene Philosophieprofessoren wie Peter Singer, Simon Critchley, Tyler Burge, Tim Crane und Gary Gutting sowie begabte jüngere Kolleginnen und Kollegen wie Jason Stanley, Justin E. H. Smith, Lisa Guenther und Carol Hay, aber eben auch »Grenzgänger« aus anderen Disziplinen und Lebensbereichen, darunter der Irak-Veteran und Schriftsteller Roy Scranton und der Evolutionsbiologe Edward O. Wilson. An den enthusiastischen Rückmeldungen auf alle ihre Essays haben wir eines bemerkt: Unsere Leserinnen und Leser sind nicht auf die »großen Namen« der Philosophie abonniert. Was sie wollen, sind ganz einfach kluge Essays mit Biss, ganz egal, ob die Verfasserin Professorin ist oder sie den Verfasser schon einmal im Fernsehen gesehen haben.

Unter den folgenden Essays werden Sie also Texte finden, die

sich mit der »reinen Philosophie« beschäftigen – gar keine Frage. Aber Sie werden erstaunt sein, welche Aspekte des menschlichen Lebens man eben auch »auf Philosophisch« betrachten kann: Politik und Wissenschaft; Literatur, Musik und Popkultur; Religion, Psychologie, Ethik und Familie. Sie werden auf Versuche stoßen, schwierige oder sogar unlösbare Probleme anzugehen – Fragen zu formulieren und zu beantworten, auf die es vielleicht nicht die eine richtige Antwort geben kann: »Ist es egal, ob Gott existiert?«, »Was ist Glück?«, »Bedeutet der Klimawandel das baldige Ende der Menschheit?«, »Können wir ohne Ironie leben?«. Die Texte, in denen diese Fragen erörtert werden, gehen deren Schwierigkeit nicht aus dem Weg – aber sie sind in einer Sprache geschrieben, die auch von interessierten Laien verstanden wird – sofern diese mit intellektueller Neugierde an die Sache herangeht.

Hinter den besten Essays, die in diesem Band versammelt sind, steht die Überzeugung, dass Philosophie in manchen Fällen wie »richtige Literatur« wirken kann – damit will ich sagen, dass ein Essay über Willensfreiheit oder moralischen Relativismus oder ein Problem der Logik ebensoviel ästhetische Erfüllung bieten kann wie eine Kurzgeschichte oder ein Gedicht, ohne dabei seine Hauptabsicht aus dem Blick zu verlieren. Für unsere Zwecke ist es also nicht hinreichend, dass ein Essay exakt durchdacht ist und eine schlüssige Argumentation enthält – sondern soll auch anregend und mit Vergnügen zu lesen sein.

Zu alledem haben wir auf unserer Internetseite Millionen von Leserinnen und Lesern eingeladen, mit uns und miteinander zu diskutieren – über politische, gesellschaftliche, kulturelle und allgemein menschliche Fragen –, so dass inzwischen eine ganz neuartige, unermüdliche und immer weiter wachsende Online-Variante der antiken Athener Agora entstanden ist.

Zum Abschluss möchte ich noch ein paar Sätze aus einer Einschätzung zitieren, die Simon nach dem allerersten Jahr unserer Reihe geschrieben hat. »The Stone«, hieß es da, liefere uns den Beweis dafür, »dass die Philosophie noch immer zählt. Dass sie nicht irgend so ein jenseitiger Zeitvertreib für eine Handvoll Sonderlinge ist, die man zum Glück in ihren Elfenbeintürmen sicher weggesperrt hat.« Stattdessen sei die Philosophie, wie er weiter schreibt,

eine lebendige Betätigung: das Ausüben kritischer Reflexion in einem spezifischen Kontext, durch das wir Menschen uns bemühen, die Welt, in der wir uns wiederfinden, auf den Begriff zu bringen, und das zu hinterfragen, was in der konkreten Gesellschaft, in der wir leben, als »gesunder Menschenverstand« oder »herrschende Meinung« gilt – das stets zu hinterfragen, was Sokrates *doxa* genannt hat. Die Philosophie schlägt eine Schneise quer durch jede *doxa*. Sie tut dies, indem sie Fragen der allgemeinsten Form aufwirft: »Was ist X?« Die Philosophie bewertet und beeinflusst die herrschende Meinung, indem sie grundlegende Fragen stellt: »Was ist Wissen?«, »Was ist Gerechtigkeit?«, »Was ist Liebe?«

Die Hoffnung, die diese Betätigung antreibt, ist die folgende: dass die Überlegungen, zu denen solche allgemeinsten aller Fragen führen, auf uns letztlich, durch sorgfältiges Ergründen und Begründen, eine erzieherische oder sogar emanzipative Wirkung haben können. Philosophie ist, wie der große amerikanische Philosoph Stanley Cavell es formuliert, »die Erziehung von Erwachsenen«.

Ich bin der Meinung, dass zum Lebensvollzug einer Kultur auch deren Philosophie gehören muss. Sie muss die öffentliche Aufmerksamkeit gewinnen und darauf einwirken, wie eine Kultur sich mit und über sich selbst *verständigt*, sich selbst *versteht*, in einen Dialog mit anderen Kulturen eintritt und auch diese zu verstehen sucht.

Das ist es, was wir uns mit »The Stone« jede Woche aufs Neue vornehmen. Und so – und deshalb – gibt es dieses Buch.

*Peter Catapano (Januar 2017)*



## Die Schwierigkeit der Philosophie

Oft hört man die Klage: »Warum ist die Philosophie so abgehoben? Warum hat sie den Kontakt zu den Leuten verloren?«

Dieses Lamento muss wirklich so alt sein wie die Philosophie selbst. In den *Wolken* des Aristophanes begegnet uns Sokrates, der in einem großen Korb auf die Bühne herabgelassen wird. Schon seine ersten Worte sind ungeduldig, ja abweisend: »Was rufst du mir, du Erdenwurm?« Wichtig-tuerisch erklärt der Philosoph, wobei man ihn gestört habe: »Ich wandle in der Luft und schaue auf die Sonne unter mir.« Schon im alten Griechenland hatte die Philosophie also den Ruf, sich von den Anliegen, die sie ja überhaupt erst hervorbringen, ärgerlich weit zu entfernen.

Doch ist diese Klage wirklich berechtigt? Auf den ersten Blick scheint es nicht so. Ich betreibe die Website AskPhilosophers.org, auf der ein Gremium von Fachphilosophen auf die Fragen unserer Leserinnen und Leser antwortet. Unter den Fragenden findet man ganz unterschiedliche Leute: von älteren Menschen, die nicht wissen, ob eine weitere medizinische Behandlung eigentlich noch sinnvoll ist, über erfolgreiche Berufstätige, denen es trotzdem schwerfällt, ihrem Leben einen Sinn abzugewinnen, bis hin zu Teenagern, die sich fragen, ob ihre Angst vor dem Altern irrational, und Zehnjährigen, die dringend wissen möchten, was das Gegenteil eines Löwen ist. Die Antworten der Philosophen sind witzig, freundlich und klar verständlich gewesen; aber zugleich waren sie durchdacht, tief sinnig und zeugten vom ganzen Reichtum der philosophischen Traditionen, in denen unsere Beiträgerinnen und Beiträger verwurzelt sind. Das Angebot von AskPhilosophers.org hat offenbar einen Nerv getroffen, denn mittlerweile haben wir Tausende von Einträgen auf unserer Seite, und jeden Tag gehen neue Fragen aus aller Welt ein. Das zeigt doch ganz deutlich, dass Philosophen



philosophische Fragen durchaus auf allgemeinverständliche und im besten Sinne brauchbare Weise beantworten können – und das auch gern tun.

Das sind philosophische Gelegenheitsarbeiten, zugegeben. Und hinter der zitierten Klage über die Weltfremdheit der Philosophie steht ja viel eher der Eindruck, dass Philosophen, wenn man sie einfach machen lässt, Bücher schreiben und Vorlesungen halten, die entweder zu eng und speziell gefasst oder gleich völlig unverständlich sind. Wenn in der akademischen Philosophie so richtig Gas gegeben wird, dann bleibt das Alltagsverständnis – von dessen Fragen und Problemen die Diskussion ja einmal ihren Ausgang genommen hat – angesichts eines erheblich höheren Komplexitätsgrades schnell auf der Strecke.

Dabei ist es bestimmt nicht von Vorteil, dass Philosophie an unseren Schulen so gut wie keine Rolle spielt – und das, obwohl Kinder ein starkes Interesse an philosophischen Fragen haben und ein philosophisches Training das analytische Denken schult. Trotzdem sind unsere Schulen – bis auf wenige Ausnahmen – eine philosophiefreie Zone.\* Als Folgeeffekt trauen sich die Erstsemester an den Universitäten nicht in die Philosophievorlesungen. In den Buchläden – sofern es sie noch gibt – sind die Philosophieabteilungen nicht selten mit Ratgeberliteratur vollgestopft. Wen wundert es da noch, wenn selbst ein gebildetes Publikum sich von den reifs-

\* In Deutschland stellt sich die Situation ein wenig anders dar. Mit der flächendeckenden Einführung des Faches Ethik seit den 1970er Jahren, das – von Bundesland zu Bundesland mitunter verschieden bezeichnet – zunächst eine Alternative zum konfessionellen Religionsunterricht bieten sollte, fand zumindest eine Teildisziplin der Philosophie den Weg auf die deutschen Lehrpläne. Ein Philosophieunterricht in einem umfassenderen Sinne findet an manchen, eher wenigen Gymnasien statt. Bisweilen gibt es auch freiwillige Arbeitsgemeinschaften für Philosophie oder philosophische Projektstage, aber insgesamt ist doch (wie schon bei dem Wolkenwandler Sokrates) noch viel Luft nach oben. Vielleicht könnte Frankreich ein Vorbild sein: An den lycées unserer westlichen Nachbarn genießt der Philosophieunterricht von jeher einen hohen Stellenwert, und einige der bedeutendsten französischen Philosophen des 20. Jahrhunderts waren (auch) Philosophielehrer, darunter neben Jean-Paul Sartre, Maurice Merleau-Ponty, Louis Althusser, Gilles Deleuze und Alain Badiou auch die wohl bedeutendste Philosophin, Simone de Beauvoir, und der Literaturnobelpreisträger Albert Camus [Anm. d. Übers.].

ten Früchten der Philosophie mit Desinteresse, vielleicht sogar Befremden abkehrt?

Während all dies gewiss zu der Ansicht beiträgt, die Philosophie sei weltfremd, ist die allgemeine Entfremdung von der Philosophie doch ihrerseits eine Folge der empfundenen Distanz zwischen Philosophie und Lebenswelt. Schließlich liegt ein Grund, warum man Philosophie nicht an Schulen unterrichtet, darin, dass man sie eben als irrelevant einstuft. So kehren wir also zu unseren Ausgangsfragen zurück: Warum also erscheint die Philosophie so weltfremd? Und sollte das ein Grund zur Klage sein?

Die Situation scheint der Philosophie eigen. Jedenfalls werden Physiker ähnliche Vorwürfe eher selten zu hören bekommen: Die Leute sind üblicherweise nicht gleich frustriert, wenn sie nach der Flugbahn eines Fußballs fragen, in der Antwort aber von den Newton'schen Gesetzen und der Differenzialrechnung die Rede ist.

Dieser Unterschied hält sich unter anderem deshalb, weil das Aufwerfen philosophischer Fragen auf eine Weise zu den »Berufsrissen« des Menschseins gehört, wie das bei fallenden Bällen nicht der Fall ist. Philosophische Fragen drängen sich uns mitunter in einer Unmittelbarkeit, ja mit einer Dringlichkeit auf, die nach einer gleichermaßen »greifbaren«, zugänglichen Antwort zu verlangen scheint. Mit einer solchen Greifbarkeit kann die hohe und höchste Philosophie in der Regel jedoch nicht dienen – daher also das allgemeine Missfallen mit dem Beigeschmack, um die einfache Antwort betrogen worden zu sein.

Muss das so sein? Bis zu einem gewissen Grade: ja. Denn die Philosophie mag zwar mit einem Staunen beginnen, wie Platon das in seinem Dialog *Theaitetos* formuliert hat, aber das ist eben nur der Anfang. Eine Philosophin wird sich niemals damit zufriedengeben, das Staunenswerte bloß zu katalogisieren – sie wird es analysieren, verstehen und erklären wollen. Und wie immer man dabei vorgeht: Manche werden es für »In-der-Luft-Wandeln« halten.

Doch wie hoch in die Lüfte muss der Philosoph aufsteigen? Wie theoretisch, wie schwierig muss Philosophie sein? Was diese Fragen betrifft, besteht innerhalb des Faches eine gewisse Uneinigkeit, und so hat die Geschichte der Philosophie viele konkurrierende Auffassungen davon hervorgebracht, was Philosophie denn eigent-

lich sein solle. Derjenigen Auffassung, die heute vorherrscht (jedenfalls in den Vereinigten Staaten), gelten die methodische Strenge und die exakten Erklärungen der Naturwissenschaften als vorbildlich auch für die Philosophie. Folglich verstehen sich viele Philosophen ebenfalls als eine Art von Wissenschaftler, immer auf der Suche nach neuen Entdeckungen, und betrachten die großen Figuren der Philosophiegeschichte gleichermaßen als »Wissenschaftler auf der Suche nach einer einheitlichen Konzeption der Wirklichkeit«, wie es der vielleicht einflussreichste amerikanische Philosoph des 20. Jahrhunderts, Willard Van Orman Quine, einmal formuliert hat. In den Augen vieler Philosophen liefern die Naturwissenschaften nicht nur Erkenntnisse, die zur Beantwortung philosophischer Fragen sachdienlich sein mögen – sie zeigen uns auch, wie überzeugende Antworten überhaupt aussehen.

Gerade weil man in der philosophischen Ausbildung heutzutage oft von einem Kontinuum der Wissenschaften ausgeht, das nicht nur die Naturwissenschaften, sondern auch die Philosophie mit einschließt, neigen Philosophen zur Ungehaltenheit, wenn man von ihnen größere Allgemeinverständlichkeit einfordert. Ja, es stimmt (werden sie dann wohl sagen), alle Philosophie fängt mit Staunen an, dem Staunen über das Wundersame in der Welt. Aber wenn man sich nicht damit begnügen will, als Direktor eines philosophischen Wunderzirkus aufzutreten – wenn man wirkliche *Erkenntnis* sucht –, dann muss man abstrakte, allgemeingültige Prinzipien aufdecken, und das geschieht nun einmal durch die Entwicklung eines abstrakten, theoretischen Denksystems.

Eine solche Suche nach fundamentalen, einheitlichen Prinzipien unserer Wirklichkeit führt womöglich auf ungewohntes, ja ganz fremdartiges Terrain. Aber die Suchenden werden sich davon nicht schrecken lassen – sind sie doch fest davon überzeugt, dass die philosophisch korrekte Lösung eines gegebenen Problems oft genug von einer wenig offensichtlichen Erkenntnis abhängt, die man erst von einem gewissen Abstraktionsniveau aus entdecken kann. Diese Sichtweise weist tatsächlich eine gewisse Ähnlichkeit mit der Rechtfertigung auf, die Aristophanes' Sokrates zur Verteidigung seiner luftigen Forschungsaktivitäten vorbringt: »Ich könnte, was da oben ist, nicht richtig deuten, wär' schwebend nicht mein



kühner Geist mit dem verwandten Element der Luft vermischt. Wenn ich vom Boden aus nach oben blickte – ich fände nichts ...« Die durchschlagenden Erfolge der modernen Naturwissenschaften haben also die Attraktivität ihres Erklärungsansatzes, der die Philosophen schon immer angezogen hat, lediglich verstärkt.

Doch gibt es in der Geschichte der Philosophie auch noch andere Auffassungen darüber, wie Erkenntnis zustande kommt. Manche Philosophen akzeptieren nämlich nicht, dass Erkenntnis allein auf die Entdeckung zuvor nicht vermuteter allgemeiner Prinzipien zurückgehen soll. Eher halten sie es mit David Hume, der schon vor 250 Jahren abseitige Spekulationen auf dem Gebiet der Ethik wie folgt abgelehnt hat: »Neue Entdeckungen sind in diesen Sachen nicht zu erwarten.« Ludwig Wittgenstein hat diesen Ansatz mit den folgenden Worten verallgemeinert: »Die Probleme [in der Philosophie] werden gelöst, nicht durch Beibringen neuer Erfahrung, sondern durch Zusammenstellen des längst Bekannten.« Nach Wittgensteins Ansicht erforscht die Philosophie dasjenige, »was vor allen neuen Entdeckungen und Erfindungen möglich ist.« Deswegen gelangte er zu der folgenden, radikalen Auffassung: »Wollte man *Thesen* in der Philosophie aufstellen, es könnte nie über sie zur Diskussion kommen, weil alle mit ihnen einverstanden wären.« Zur Erkenntnis gelangt man also nicht, indem man tief unter der Oberfläche schürft, sondern vielmehr, indem man das vor Augen Stehende in eine aufschlussreiche und klare Ordnung bringt.

Momentan dominiert in der Philosophie eine Strömung, der jede theoretische Reflexion eine Suche nach »neuen Entdeckungen« bedeutet. Da jedoch die Ergebnisse einer solchen Betätigung oft selbst dann abseitig und schwierig daherkommen, wenn sie so verständlich wie nur möglich formuliert werden, tragen auch sie zu dem Eindruck bei, die Philosophie verbringe zu viel Zeit mit dem »Betrachten der Sonne« hoch in den Lüften.

Welche ist nun die korrekte Auffassung von philosophischer Forschung? Bei der Philosophie handelt es sich um die einzige Tätigkeit, der ein Stellen der Frage, was denn ihr innerstes Wesen sei, den Vollzug dieser Tätigkeit selbst bedeutet. Gewiss können wir genauso gut fragen, was wir denn eigentlich tun, wenn wir Mathematik oder Biologie oder Geschichte betreiben – aber indem wir diese

Fragen stellen, treiben wir eben keine Mathematik, Biologie oder Geschichte mehr. Im Gegensatz dazu kann man über das Wesen der Philosophie nicht nachdenken, ohne dabei Philosophie zu treiben. Tatsächlich haben sich die gesamte Philosophiegeschichte hindurch unzählige Meisterdenker an genau dieser Frage abgearbeitet: Was tun wir – und was sollten wir tun – wenn wir dieser seltsamen Tätigkeit nachgehen, wenn wir also philosophieren?

Fragen nach der Weltfremdheit der Philosophie kann man also eigentlich gar nicht diskutieren, ohne dabei wieder zu philosophieren. Insbesondere sind die Fragen, wie kompliziert die Philosophie sein oder welche Art von Kompliziertheit sie aufweisen sollte, selbst wieder philosophische Fragen. Um sie zu beantworten, müssen wir philosophieren – obwohl es ja gerade das Wesen dieser Tätigkeit ist, das uns Kopfzerbrechen bereitet.

Und das ist natürlich nur eine weitere Art, auf die Philosophie schwierig sein kann.

*Alexander George (27. Juni 2010)*

# Kung-Fu für Philosophen



In einer 2005 entstandenen Reportage über den Shaolin-Tempel, das weithin für die Kampfkünste seiner Mönche berühmte buddhistische Kloster in der chinesischen Provinz Henan, kam einer dieser Mönche auch auf ein verbreitetes Missverständnis zu sprechen: »Viele Menschen haben die falsche Vorstellung, bei unserer Kampfkunst gehe es um das Kämpfen und Töten – dabei geht es doch darum, Weisheit zu erlangen und seine Intelligenz zu schärfen.«

Tatsächlich ist der Begriff »Kung-Fu« (oder »Gong-Fu«) vielen Menschen in der westlichen Welt ausschließlich durch Kampfsportstreifen wie *Der Mann mit der Todeskrallen*, *Sie nannten ihn Knochenbrecher* oder auch den etwas neueren *Tiger and Dragon* bekannt. Auf der Kinoleinwand galten und gelten geschickte, akrobatische Kampfkünstler wie Bruce Lee, Jackie Chan oder Jet Li als »Kung-Fu-Meister«.

Allerdings bedeutet – und darauf wollte der Shaolin-Mönch in der Reportage hinaus, Kung-Fu noch weitaus mehr als nur eine Kampftechnik. Genau genommen könnte man sogar sagen, dass jegliche Fertigkeit, die durch Übung und Engagement erworben wird, das Konzept »Kung-Fu« verkörpert. Es gibt ein Kung-Fu des Tanzens, des Malens, des Kochens, Schreibens und Schauspielerns, ja sogar des Urteilens, des menschlichen Zusammenlebens und des Regierens. Während der Zeit der Song- und Ming-Dynastien – also im China des 10. bis 17. Jahrhunderts – fand der Begriff breite Verwendung bei Neukonfuzianern, Daoisten und Buddhisten gleichermaßen. Allgemein gesprochen meinten sie damit die Kunst der Lebensführung, insbesondere jedoch ihre jeweiligen Lehren, die sie ganz klar als unterschiedliche Schulen des Kung-Fu bezeichneten.

Dieses weitgefaste Verständnis von »Kung-Fu« ist ein Schlüssel

(wenn auch nicht der einzige Schlüssel), mit dessen Hilfe wir die Grundlagen der traditionellen chinesischen Philosophie verstehen können. Dadurch wird uns auch deutlich werden, wo ihre Berührungspunkte mit den philosophischen Traditionen der westlichen Welt liegen – und an welchen Punkten die beiden Traditionslinien auseinanderlaufen. Wie in der Forschung immer wieder betont worden ist, geht es in der traditionellen chinesischen Philosophie nicht so sehr darum, die letzte Wahrheit über die Realität herauszufinden, sondern vor allem darum, wie man sein Leben führen soll.

Die vielzitierte Frage des Philosophen Zhuangzi aus dem 4. Jahrhundert v. Chr. – war es nun er, Zhuangzi, gewesen, der geträumt hatte, ein Schmetterling zu sein, oder war er ein Schmetterling, der träumte, er sei Zhuangzi? – ist gut und gern ein paar tausend Jahre älter als die *Matrix*-Filme und die virtuellen Realitäten unserer Tage. Sie war ein Anstoß zur epistemologischen Reflexion, aber doch vom Konzept des »Kung-Fu« geprägt. Denn Zhuangzis Traum löste nicht (wie später der Traum des Descartes) eine Suche nach Gewissheit aus. Vielmehr gelangte Zhuangzi zu der Einsicht, dass er »die Verwandlung der Dinge« miterlebt habe. Das fasste er dann so auf, dass man im Einklang mit dieser Verwandlung leben – und eben nicht vergeblich nach einer letzten Realität suchen solle.

Ebenso stellt die Forderung des Konfuzius nach einer »Berichtigung der Namen« – man müsse die Wörter in je angemessener Weise verwenden – eher eine Kung-Fu-Methode zur Sicherung der gesellschaftlich-politischen Ordnung dar als den Versuch, das Wesen der Dinge in Worte zu bannen: Schließlich sind die »Namen« – die Wörter – so etwas wie Platzhalter für die Erwartungen, mit denen wir an ihre Träger herantreten (wie werden sie sich verhalten, wie sollten sie sich verhalten?) beziehungsweise mit denen diese Namensträger an uns herantreten (wie möchten und sollten sie behandelt werden?). Diese Überlegungen verweisen bereits auf das, was J. L. Austin die »performative« Funktion der Sprache genannt hat. Ganz ähnlich sollte man die Ansichten des Philosophen Mengzi und seines späteren Antipoden Xunzi über die Natur des Menschen eher als Empfehlung für ein besseres Selbstbild verstehen (aus dem sich dann ein besseres Verhalten ergeben soll), denn

als metaphysische Aussagen darüber, ob der Mensch nun von Natur aus gut oder böse sei. Obwohl es unmöglich ist, die anthropologischen Thesen dieser beiden Denker des 4. und 3. Jahrhunderts v. Chr. miteinander zu vereinbaren, können sie innerhalb der konfuzianischen Tradition doch als zwei alternative Methoden der Selbstvervollkommnung gelten.

Die buddhistische Lehre vom »Nicht-Selbst« mag wie die reinste Metaphysik erscheinen, aber ihr tatsächliches Ziel ist es, das Individuum vom Leiden zu befreien: Der buddhistischen Tradition zufolge entspringt alles Leiden letztlich einem »Anhaften« an der Vorstellung eines Selbst. Beim buddhistischen Meditieren handelt es sich um eine Kung-Fu-Praxis zum »Abschütteln« dieser Selbstverfallenheit – und nicht bloß um ein verstandesmäßiges Forschen nach Wahrheiten, die sich in Aussagesätze packen ließen.

Die Sprache der chinesischen Philosophie für einen »Spiegel der Natur« zu halten (die Formulierung übernehme ich von Richard Rorty) wäre in etwa so, als verwechselte man die Speisekarte mit dem tatsächlichen Essen. Das Wesen des Kung-Fu – seiner diversen Künste, Methoden und Handlungsanweisungen zur Lebensführung und zur Kultivierung der Person – ist für jemanden, der den Geschmack und die Konsistenz der westlichen Mainstream-Philosophie gewohnt ist, oft nur schwer verdaulich. Es ist daher nur verständlich, dass sich selbst diejenigen, die sich redlich um ein Verständnis bemüht haben, oft genug von den klassischen Texten der chinesischen Philosophie abgestoßen fühlen: von dem Mangel klarer Definitionen selbst bei Schlüsselbegriffen; von dem Fehlen einer stringenten Argumentation. Jedoch sind diese Merkmale keine Schwächen, sondern ein regelrechtes Erfordernis der Kung-Fu-Orientierung in den betreffenden Texten: in etwa so, wie das Schwimmenlernen das konzentrierte Einüben der notwendigen Fertigkeiten erfordert – und nicht das theoretische Verständnis der Schwimmbewegungen allein. Nur wenn man über die begriffliche Erfassung der Realität hinausgelangt, kann man sich jenen Einsichten öffnen, deren beste Verkörperungen wohl Tätigkeiten wie der Tanz oder andere Darbietungskünste abgeben.

Ein solcherart entwickeltes Stilempfinden, mit dem Vermögen zu subtiler Einfühlung und holistischer Betrachtung, setzt eine Ein-

sicht ähnlich jener voraus, mit der Jacques Derrida das Problem des westlichen Logozentrismus überwinden wollte – ja, es erweitert sogar den Zuständigkeitsbereich der Epistemologie bis auf das Gebiet des Unbegrifflichen, wo die Erreichbarkeit von Erkenntnis nicht einfach von dem abhängt, was für alle Betrachter gleichermaßen – gewissermaßen »öffentlich« – zu beobachten ist, sondern vielmehr davon, wie stark die Erkennende ihre kognitiven Fähigkeiten trainiert hat. Das zeigt auch, dass sich die Kultivierung der Person nicht auf das »Wissen-wie« des Könnens beschränkt. So ist eine herausragende Persönlichkeit denkbar, die mit ihrem großen Charisma alle um sich herum in ihren Bann zieht – aber doch nicht notwendigerweise *weiß*, wie man das macht: jemanden in seinen Bann ziehen. In der Kunst des Kung-Fu gibt es etwas, das Herbert Fingarette als »die magische, [aber] kennzeichnend menschliche« Dimension unseres Handelns bezeichnet hat, eine Dimension, in der es »immer um große Wirkungen geht, die ohne Mühe, scheinbar wie von Zauberhand erzielt werden, und das durch eine unwiderstehliche Kraft, die selbst jedoch ungreifbar, unsichtbar, unmanifest bleibt.«

Sowohl Pierre Hadot als auch Martha Nussbaum haben sich, teils im Zuge des globalgeschichtlichen Dialogs der gegenwärtigen Philosophie, darum bemüht, den »Namen der Philosophie« zu »berichtigen«, indem sie den antiken westlichen Philosophen wie etwa Sokrates, den Stoikern oder den Epikureern nachwiesen, dass diese sich vorrangig nicht etwa mit theoretischer Reflexion befasst hätten, sondern vor allem mit den Tugenden, mit spirituellen Exerzitien und Praktiken – alles mit dem Ziel, ein gutes Leben zu führen. In dieser Hinsicht wären also die Ursprünge der westlichen Philosophie als der klassischen chinesischen Philosophie ähnlich anzusehen. Die Bedeutung dieses Arguments liegt nicht allein in der Aufdeckung historischer Tatsachen: Es lenkt unsere Aufmerksamkeit auf eine ganze verborgene Dimension der abendländischen Philosophiegeschichte, die mit der Zeit verfinstert und vergessen worden ist. Schuld daran waren die geradezu besessene Suche der westlichen Philosophen nach der ewigen, allgemeingültigen Wahrheit sowie die argumentativ-rationale Methodik, mit der sie sich auf diese Suche begaben. Selbst da, wo die westlichen Philosophen ihre

Ideen als Beiträge zu einem rein theoretischen Diskurs verstehen, dessen einziges Ziel in der Auffindung der Wahrheit bestehe, haben diese Ideen doch niemals aufgehört, dem menschlichen Leben und Handeln eine Orientierung zu geben. Die Wirkkraft aufklärerischen Gedankenguts in der Moderne ist sowohl in der Gestalt großer Errungenschaften offenbar geworden, wie sie die Neuzeit seit ihrem Beginn immer wieder hervorgebracht hat – aber sie ist auch offenbar geworden in Gestalt einiger tiefgreifender Probleme, mit denen wir uns in der Gegenwart konfrontiert sehen. Unsere alltäglichen Verhaltensweisen sind geprägt von philosophischen Ideen, die einmal so harmlos dahergekommen waren, dass man sie in der Folge glatt für selbstverständlich nahm. Es wirkt so paradox wie bedenklich, dass, wenn Richard Rorty zu seinen Sturmangriffen auf die moderne rationalistische Philosophie blies, er dabei doch voraussetzte, dass die einzig mögliche Form der Philosophie die Suche nach einer objektiven Wahrheit sei. Seine Zurückweisung der Philosophie gerät damit in genau die Falle, vor der sie warnen möchte: Auch Rorty betrachtet philosophische Konzepte letztlich als »Spiegel«, nicht als »Hebel«.

Man könnte die chinesische Kung-Fu-Perspektive durchaus als eine Form des Pragmatismus betrachten. Die gedankliche Nähe zwischen den beiden Strömungen war vermutlich dafür verantwortlich, dass der Pragmatismus im China des frühen 20. Jahrhunderts so interessiert aufgenommen wurde, als nämlich der amerikanische Pragmatist John Dewey auf einer Vortragsreise durch das »Reich der Mitte« zog. Es gibt allerdings auch etwas, das die Kung-Fu-Perspektive zu einem pragmatischen Ansatz beitragen kann, und das ist ihre deutliche Akzentuierung einer Kultivierung und Verwandlung der Person – eine Dimension, die sich in den Schriften Deweys und seines Landsmanns William James durchaus findet, die aber oft außer Acht gelassen wird. Ein Kung-Fu-Meister fällt nicht einfach gute Entscheidungen und bedient sich effektiver Mittel, um seine wie auch immer gestalteten Vorlieben zu bedienen. Tatsächlich wird er das Subjekt niemals einfach voraussetzen. Während eine effektive Handlung das Ergebnis einer vernünftigen, rationalen Entscheidung sein mag, muss eine *gute* Handlung, die ein Ausdruck von »Kung-Fu« sein soll, aus der Person als ganzer her-

vorgehen, und das schließt körperliche Dispositionen ebenso ein wie die der Handlung zugrunde liegende Gesinnung. Die Güte der vollzogenen Handlung wiederum zeigt sich nicht allein in ihren Folgen, sondern auch anhand des gewissermaßen »künstlerischen« Stils, mit dem sie vollzogen wird. Des Weiteren holt die Kung-Fu-Perspektive das, was Charles Taylor den »Hintergrund« des Lebens genannt hat – solche Faktoren wie Tradition und Gemeinschaft – in den Vordergrund, um zu erklären, wie sich die Überzeugungen und Einstellungen einer Person herausbilden. In Gestalt des Kung-Fu-Ansatzes entwirft die klassische chinesische Philosophie eine holistische Konzeption, in der all diese im Westen oft marginalisierten Aspekte zusammengeführt werden – und das wiederum zwingt uns dazu, ihnen – und insbesondere den zwischen ihnen bestehenden Wechselwirkungen – unsere Aufmerksamkeit zu schenken.

Der Kung-Fu-Ansatz hat zahlreiche Einsichten mit der aristotelischen Tugendethik gemein, die ja ebenfalls der Kultivierung des Handelnden eine höhere Priorität einräumt als der Formulierung von Verhaltensvorschriften. Anders als die aristotelische Ethik jedoch bedarf die Kung-Fu-Ethik keinerlei metaphysischer Letztbegründung. Man muss nicht an ein vorherbestimmtes *telos* des Menschen glauben, um die Vollkommenheit des Kung-Fu würdigen zu können. Allerdings führt dieser Ansatz durchaus zu einer Anerkennung verschiedener metaphysischer Entwürfe als gleichberechtigter Leit- und Orientierungsprinzipien. So wird zum Beispiel eine Person, die sich an der aristotelischen Metaphysik orientiert, größeren Wert auf die Kultivierung ihrer Intelligenz legen, während eine Anhängerin der relationalen Metaphysik konfuzianischer Prägung sich eher bemühen wird, Rituale zur Harmonisierung der zwischenmenschlichen Beziehungen zu erlernen. Diese Perspektive eröffnet die Möglichkeit, verschiedene, konkurrierende Konzeptionen von Vortrefflichkeit zuzulassen – einschließlich der metaphysischen oder religiösen Überzeugungen, auf die sie zurückgehen und an denen sie sich orientieren. Die Rechtfertigung dieser Überzeugungen bleibe dann der individuellen menschlichen Erfahrung überlassen.

Der Kung-Fu-Ansatz besagt nicht, dass Macht vor Recht geht. Das ist ein Grund, die Kampfkunst Kung-Fu eher als Kunst denn als Kampftechnik zu verstehen – schließlich bemisst sich der tat-



sächliche Wert von Kunst nicht an ihrer Durchsetzungsfähigkeit auf dem Markt. Außerdem besteht auch die Funktion von Kunst nicht darin, eine genaue Widerspiegelung der Realität zu liefern, und ihre Ausdrucksformen beschränken sich nicht auf das Formeninventar allgemeiner Prinzipien und logischer Argumente. Viel eher bedarf die Kunst der Kultivierung des Künstlers, der Verkörperung von Tugenden und Virtuosität,\* sie bedarf der Fantasie und der Kreativität. Wenn Philosophie eine »Lebensform« ist, wie Pierre Hadot es formuliert hat, dann legt uns der Kung-Fu-Ansatz nahe, Philosophie als das Streben nach der Kunst des guten Lebens zu begreifen – und nicht als eine eng definierte, allein auf Rationalität gerichtete äußere Form unseres Lebens.

*Peimin Ni (8. Dezember 2010)*

\* Im Original »virtues/virtuosities«. Wer eine Sache »virtuos« gemeistert hat, der besitzt darin eine hohe »Tauglichkeit« – und die ist eine »Tugend«. Ein solcher, gegenüber dem Alltagsverständnis von »Tugend« recht weit gefasster Tugendbegriff begegnet schon in der antiken griechischen Philosophie, wo zum Beispiel von der spezifischen aretē (Tugend) eines Messers die Rede sein kann, nämlich dieser: scharf zu sein und gut zu schneiden. (Manche deutschen Übersetzungen wählen, um allzu moralisierende Assoziationen zu vermeiden, auch andere Entsprechungen für aretē – etwa die besagte »Tauglichkeit«, oder etwa »Bestheit«, was die Verwandtschaft des griechischen Begriffs zum Wortstamm arist-, »best-«, abbildet.) [Anm. d. Übers.]